paul stephan

über die salzflut gleiten. zum begriff des „halkyonischen“ bei nietzsche

paul stephan

über die salzflut gleiten. zum begriff des „halkyonischen“ bei nietzsche

Ein Paar Eisvögel bei der Paarung. (Quelle: wikimedia.org)

Eine genaue Entschlüsselung der auf den ersten Blick sehr rätselhaften Rede vom „Halkyonischen“ beim späten Nietzsche eröffnet nicht nur einen neuen Zugang zu seinem Werk, sondern auch zu der kulturkritischen, gegenwärtigen Relevanz von Nietzsches Denken: Der Appell an eine „halkyonische“ Lebensform zielt nicht auf eine erhabene Versöhnung mit dem Bestehenden in einsamen Bergen, mit der Nietzsche oft assoziiert wird; vielmehr verweist sie auf eine Utopie gelungener Zwischenmenschlichkeit, die einer Verwirklichung nach wie vor harrt. Der späte Nietzsche ist unser Zeitgenosse, seine Aporie die unsere.

Der scheue, schöne Eisvogel (oder auch, altgriechisch, Hal-kyon oder auch Hal-cyon, der auf der Salzflut brütende) mit dem charakteristischem blau-orangen Gefieder flattert nicht selbst, sondern nur als Adjektiv durch Nietzsches Werk. Dieser seltsame Gast segelt durch Nietzsches späte Schriften und taucht immer wieder unerklärt auf, um dann wieder plötzlich unterzugehen. Der flüchtige Leser mag ihn übersehen, zumal ihn der Schatten seines stolzen Bruders, des Adlers Zarathustras[1], ganz verdeckt – doch der wiederkäuende[2], auswendig lernende[3], aristokratische Leser, den sich Nietzsche wünscht, macht genau hier Halt und begibt sich auf Spurensuche.

Im Archiv wühlen.

Die bunte Denkbühne des späten Nietzsche betritt der scheue Gesell in einem unveröffentlichten, einigermaßen opaken Fragment von 1885:

»

Die orgiastische Seele. —
Ich habe ihn gesehn: seine Augen wenigstens — es sind tiefe stille, bald grüne und schlüpfrige Honig-Augen
sein halkyonisches Lächeln
der Himmel sah blutig und grausam zu

die orgiastische Seele des Weibes
Ich habe ihn gesehn: sein halkyonisches Lächeln, seine Honig-Augen, bald tief und verhüllt, bald grün, schlüpfrig, eine zitternde Oberfläche,

schlüpfrig, schläfrig, zitternd, zau-

1 Nicht eingegangen werden kann hier auf seine andern gefiederten Brüder und Schwestern, Cousins und Cousinen, die Nietzsches Werk in unterschiedlichsten Varianten an allen möglichen und unmöglichen Stellen durchschwärmen. Dieser Aufsatz ist insofern eine Vorarbeit zu einer allgemeinen Nietzsche-Ornithologie.

2 Vgl. *Zur Genealogie der Moral.* KSA Bd. 5, S. 256; *Vorrede*, Abs. 8.

3 Vgl. *Also sprach Zarathustra.* KSA Bd. 4, S. 48; Vom Lesen und Schreiben.

dernd,
quillt die See in seinen Augen[4]

Der Kontext dieses an ein Gedicht erinnernden Fragments zeigt leicht, wer hier mit „ich“ und „ihm“ adressiert ist: Es spricht die orgiastische Seele des Bacchanten zu ihrem Gott Dionysos, dem antiken Gott des Theaters, der Ausschweifung und des Rausches. Diese Stelle verweist nicht nur auf Nietzsches berühmten Dithyrambus *Klage der Ariadne*[5], sondern auch auf die zahllosen Stellen in *Also sprach Zarathustra*, in denen das Subjekt (und insbesondere Zarathustra selbst) mit dem Augen-Blick des als Frau personifizierten Lebens und seinem Lachen konfrontiert wird.[6]

Der Blick und das Lachen des Lebens bzw. des lebendigsten aller Götter, Dionysos, manifestiert den existentiellen Abgrund, vor dem das Subjekt steht, wenn es mit dem konfrontiert wird, was ihm grundlegend entzogen ist: Das Objekt und der andere. Es versucht dieser Erfahrung zu entgehen und erreicht dies zugleich nicht, insofern jedwedes menschliche Tun nur dann *glückt*, wenn ihm ein Moment von die Willkür des Subjekts überschießender Gnade beigemengt ist – einer Gnade, die zuzuteilen bei Nietzsche nicht Aufgabe eines von Natur aus gnädigen, sondern eines kindischen, launischen Weibes bzw. eines unfassbaren, hinter tausend Masken verborgenen Gottes ist. Bei Nietzsche gibt es also keine Auflösung jener Aporie: **Der Mensch taumelt ohne Rückhalt an der Grenzlinie zwischen Angst vor dem Unbestimmten und Glück in der gelingenden Hingabe an es.** – Doch warum ist das Lächeln, das jene Zweischneidigkeit, jene Gefahr manifestiert, halkyonisch?

Die hier entfaltete Thematik greift Nietzsche in dem vorletzten Aphorismus von *Jenseits von Gut und Böse* auf:

»

> So sagte er [Dionysos; PS] einmal: „unter Umständen liebe ich den Menschen — und dabei spielte er auf Ariadne an, die zugegen war —: der Mensch ist mir ein angenehmes tapferes erfinderisches Thier, das auf Erden nicht seines Gleichen hat, es findet sich in allen Labyrinthen noch zurecht. Ich bin ihm gut: ich denke oft darüber nach, wie ich ihn noch vorwärts bringe und ihn stärker, böser und tiefer mache, als er ist.“ — „Stärker, böser und tiefer?“ fragte ich erschreckt. „Ja, sagte er noch Ein Mal, stärker, böser und tiefer; auch schöner“ — und dazu lächelte der Versucher-Gott mit seinem halkyonischen Lächeln, wie als ob er eben eine bezaubernde Artigkeit gesagt habe.[7]

Dionysos, als dessen „letzte[n] Jünger und Eingeweihnte[n]“ (ebd.) Nietzsche sich in diesem Aphorismus bezeichnet, wird hier mit dem christlichen

4 *Nachgelassene Fragmente. Herbst 1885 bis Herbst 1887*. KGW Bd. VIII/1, S. 43;1885, 1 [162]. Es sei hier im Übrigen kurz vermerkt, dass diese Präsentation des Textes als *ein* Fragment höchst interpretativ ist. Wie anhand der IX. Abteilung der *Kritischen Gesamtausgabe*, die auf einer genauen Transkription von Nietzsches Handschrift basiert, leicht eingesehen werden kann, handelt es sich streng genommen um (mindestens) drei Textstücke, deren Zusammenhang höchst fragwürdig ist. Ebenso ist die Wiedergabe des Textes in der VIII. Abteilung der *Kritischen Gesamtausgabe* an einigen Stellen ungenau. (Vgl. KGW IX/2, S. 91 f.)

5 Vgl. *Zarathustra*, S. 313 ff.; *Der Zauberer* und (vollständig) *Dionysos-Dithyramben*. KSA Bd. 6, S. 398 ff.

6 Dieses Leitmotiv erklingt am prägnantesten in den beiden „Tanzliedern“ (*Zarathustra*, S. 139 ff; *Das Tanzlied* und ebd., S. 282 ff.; *Das andere Tanzlied)*.

7 *Jenseits von Gut und Böse*. KSA Bd. 5, S. 239; Aph. 295.

Teufel (dem Versucher) assoziiert. Indem sich der Mensch mit der Abgründigkeit seiner Existenz konfrontiert, soll er stärker werden;[8] insofern er dadurch die Nichtigkeit herrschender Ideologien und normativer Ordnungen durchschaut, wird er böser; durch die damit verbundene größere Einsicht wird er tiefer. Insofern die dionysische, tragische Schönheit immer eine Schönheit des Verfalls und des Widerspruchs ist, wird er in dieser Bewegung auch schöner.

Doch das Halkyonische ist keineswegs nur ein Attribut des Dionysos: Nietzsche benutzt es auch, um eine bestimmte Wetterlage, einen bestimmten Tonfall (den des *Zarathustra*), eine bestimmte Stimmung, eine Geisteshaltung und sogar sich selbst und seine Gefährten in der Rede von „uns Halkyoniern“[9] zu bezeichnen. In *Der Fall Wagner* stellt er das Halkyonische in einen Gegensatz zum wagnerisch-hegelischen Idealismus und er charakterisiert es durch eine Kaskade von Stichworten, die vielleicht am besten geeignet sind, den Assoziationsraum jenes Begriffes erahnen zu lassen: „la gaya scienza [= die fröhliche Wissenschaft; PS]; die leichten Füsse; Witz, Feuer, Anmuth; die grosse Logik; den Tanz der Sterne; die übermüthige Geistigkeit; die Lichtschauder des Südens; das *glatte* Meer — Vollkommenheit …“ (ebd.).

8 Vgl. die inzwischen zum Kalenderspruch herabgesunkene, philosophisch jedoch sehr ernst zu nehmende Sentenz „Was mit nicht umbringt, macht mich stärker“ (*Götzen-Dämmerung*. KSA Bd. 6, S. 60; *Sprüche und Pfeile* Nr. 8). Sie ist bedeutsam, insofern die Berührung mit dem Leben im Rausch zugleich mit der Gefahr des Todes verbunden ist – die Konfrontation mit dem Tod ist geradezu der Inbegriff jener Berührung. Jeder Gewinn an Stärke durch Abhärtung in der Gewöhnung an diese Konfrontation ist mit dem Risiko des Todes verbunden.

9 Vgl. *Nachgelassene Fragmente. Anfang 1888 bis Anfang Januar 1889*. KGW Bd. VIII/3, S. 219; 1888,15[30], Abs. 2 und *Der Fall Wagner*. KSA Bd. 6, S. 37; Abs. 10.

Tiefer hinein: Der Mythos.

Die Rede vom „glatten Meer“ verweist direkt auf den antiken Mythos, den Nietzsche zwar nie explizit nennt, jedoch stets zitiert, wenn er vom „Halkyonischen“ spricht. Eine konzise Zusammenfassung des Mythos’ ist in dem *Genealogiarum liber* des spätantiken Gelehrten Hyginus enthalten:

»

> Als Ceyx, Sohn des Hesperus (auch genannt: Luci-fer, Licht-bringer), und Philonis Schiffbruch erlitten und starben, stürzte sich Ceyx’ Frau Alcyone, Tochter des Aeolus und der Aegiale, aus Liebe selbst ins Meer. Aus Mitleid verwandelten die Götter beide in Vögel, die Halkyone genannt werden. Diese Vögel brüten ihre Jungen auf dem Meer aus an sieben Tagen im Winter. Die See ist an diesen Tagen still und die Seefahrer nennen sie „halkyonische Tage.“[10]

Der Mythos handelt also vor allem von der tiefen Liebe zwischen Ceyx, dem Sohn des Abendsternsund Alcyone, der Tochter des Windgottes, und ihre Verwandlung in Eisvögel. Es ist daher wenig verwunderlich, dass er auch in Ovids *Metamorphosen* aufgenommen wurde.[11] Ebenso erzählt wird die Geschichte in dem kurzen pseudo-platonischen Dialog *Alcyone*.[12] In diesen beiden Quellen fun-

10 Eigene Übersetzung auf Basis von https://la.wikisource.org/wiki/Genealogiarum_liber_-_Fabulae (abgerufen am 25. 9. 2015) und http://www.theoi.com/Text/Hyginus Fabulae2.html#65 (abgerufen am 25. 9. 2015).

11 Elftes Buch, vgl. http://www.zeno.org/Literatur/M/Ovid/Epos/Metamorphosen/Elftes+Buch (abgerufen am 25. 9. 2015).

12 Lucian von Samosata: Sämtliche Werke. *Aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen und Erläuterungen versehen von Christoph Martin Wieland. Fünfter Teil.* Leipzig

Dionysos in der Phantasie von Cornelis de Vos (16. Jahrhundert).
(Quelle: wikimedia.org)

giert das Paar Ceyx-Alcyone als Sinnbild treusorgender Eltern und dieselbe Treue wird dem Eisvogel zugeschrieben.

Zur Deutung.

Auf was sich Nietzsche bei allen Erwähnungen mit dem Begriff des „Halkyonischen“ am deutlichsten bezieht, ist die Windstille und das mit ihr einhergehende gute Wetter, das an jenen Tagen um die Wintersonnwende herum in Griechenland herrscht. Im Mythos ist jene Windstille ein aus Gnade gewährtes Geschenk der Götter, durch das sie die Tragik des Todes bändigen und der Liebe zum Sieg verhelfen. So, wie der Eisvogel nur in jener aus Gnade gewährten kurzen Periode brüten kann, sieht Nietzsche sein oft genug mit einer Schwangerschaft verglichenes Schaffen[13] abhängig von Faktoren, die sich seiner Willkür entziehen: den Launen des Wetters (und seiner Umwelt im allgemeinen), den Launen seines kranken Körpers, den Launen seiner Stimmung.[14] Das philosophische Werk kann nur in jenen glücklichen Perioden ausgebrütet werden, in denen alle drei potentiellen Störfaktoren zur Ruhe gekommen sind. Man sieht hier leicht den anti-, vielleicht sogar non-philosophischen Charakter von Nietzsches ‚Philosophie‘: Er verweist darauf, dass die Philosophie selbst, die sich klassischerweise von Platon bis Hegel (und noch bis heute) doch als höchsten Gipfel der in sich ruhenden Tätigkeit des von allen äußeren Umständen befreiten Geistes versteht, in ihrer Tätigkeit von Umständen abhängt, die ihr strukturell unverfügbar sind.

Die Unabhängigkeit, die das Halkyonische auszeichnet, ergibt sich also genau daraus, dass der Halkyonier verstanden hat, seine grundsätzliche Abhängigkeit von äußeren Faktoren zu akzeptieren: Denn auch diese Unabhängigkeit basiert auf kontingenten Faktoren. Diese Einsicht ist auch die Quelle jener tiefen Heiterkeit, die Nietzsche zur Grundstimmung des „freien Geistes“ erklärt. Was der „freie Geist“ verstanden hat, ist die dionysische Lektion, dass all die Bindungen und Abhängigkeiten, die der Mensch im Laufe seines Lebens eingeht nur, um seinen wirklichen Abhängigkeiten zu entfliehen, bloße Trugbilder sind. Gleichzeitig weiß er darum, dass die Erschaffung solcher Trugbilder

1789, S. 264 ff.

13 Vgl. etwa seine Selbstbezeichnung als schwangeres „Elephanten-Weibchen“ (*Ecce homo*. KSA Bd. 6, S. 336). Schwangerschaft fungiert bei Nietzsche generell als Metapher für das künstlerisch-geistige Schaffen. Er betont damit krass, wie sehr es, gleich der biologischen Schwangerschaft (deren Gelingen ein komplexes Zusammenspiel von Faktoren erheischt wie der Fruchtbarkeit der Eizelle, dem Hinzukommen eines fruchtbaren Spermatozoons, der Aufnahmebereitschaft des Mutterleibs etc.), auf allen Ebenen von der subjektiven Willkür entzogenen Bedingungen abhängt. Vgl. etwa *Zarathustra*, S. 362; *Vom höheren Menschen*, Abs. 11 und 12.

14 Das Gros der Reflexionen in seiner Autobiographie *Ecce homo* dreht sich um solche Fragen.

selbst notwendige Grundlage menschlicher Existenz ist, den Menschen vielleicht sogar überhaupt erst über das Tier erhebt. Das gibt ihm eine höhere Gelassenheit, die ihn in eine Beobachterposition versetzt, aus der heraus ihm alles menschliche Treiben als große *comoedia humana* erscheint.

Doch die Originalität von Nietzsches Konzeption liegt gerade darin, dass die Position des „freien Geistes" keinen Endzustand markiert, sondern einen Durchgangspunkt, der erst zur völligen Befreiung führt – eine Befreiung, die in der rückhaltlosen Anerkennung der zufälligen Voraussetzungen aller Freiheit begründet ist. **Erst in dieser Anerkennung gewinnt der „freie Geist" die Kraft, sich mit der nun gewonnen Distanz zu seiner Bedingtheit zurückzuwenden.** Er ist nun wieder voll im Leben, in der ganz gewöhnlichen alltäglichen Existenz mit ihren Verstrickungen, doch er versucht im Gegensatz zu seinen Mitmenschen nicht mehr, gegen diese Verstrickungen sinnlos anzurennen, sondern akzeptiert sie als notwendige Bedingungen seines eigenen Seins – gerade diese Resignation ermöglicht es ihm, sich in diesen Verstrickungen einen minimalen Spielraum des wirklichen Handelns zu bewahren, ihnen nicht mehr nur passiv ausgeliefert zu sein, sondern sie aktiv umgestalten zu können.[15]

Was Nietzsche also an Hegel und Wagner kritisiert, ist ihre Realitätsflucht: Sie können als Idealisten dem Trauma der Konfrontation mit der Wirklichkeit (als dem, was wirkt ohne gewollt zu sein) nicht anders begegnen, als vor ihm in fiktive Ideen- und betäubende Klangwelten zu fliehen.[16] Ebenso kritisiert Nietzsche all jene ‚Realisten', die versuchen, die Bedingtheit der menschlichen Existenz durch politische, moralische oder wissenschaftliche Bemühungen abzuschaffen: Indem sie die Bedingtheit ihrer eigenen Position leugnen, fallen sie ihr nur umso schonungsloser zum Opfer.[17]

Ruhe und Ruhelosigkeit: Nietzsches Kritik an einer Zeit ohne Zeit.

Nietzsches Überlegungen zum „Halkyonischen" sind also keineswegs so abgehoben und spielerisch, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Der idealistische Blick verkennt sie als seinesgleichen, der ‚realistische' Blick kann aufgrund seiner Wirklichkeitsferne nicht anerkennen, dass sie gerade in ihrer ‚Abgehobenheit' und ‚Verspieltheit' dem Wirklichen näher stehen als jeder ‚Realismus'. Sie verweisen auf den Kern von Nietzsches Kulturkritik als modernistische Kritik am Modernismus.

Die moderne Lebenswelt ist für Nietzsche vor allem durch eines gekennzeichnet: durch ihre grundlegende Ruhelosigkeit. Sie ist die anti-halkyonische Welt *par excellence.*[18] Bei aller beständigen Betriebsamkeit und Hektik wird doch nichts getan.[19]

15 Vgl. etwa *Menschliches, Allzumenschliches* I, S. 41 f.; Aph. 20.

16 S. o. (*Fall Wagner,* S. 36 f.; Abs. 10)

17 Vgl. etwa *Menschliches, Allzumenschliches* I, S. 293 f.; Aph. 452.

18 „Aus Mangel an Ruhe läuft unsere Zivilisation in eine neue Barbarei aus. Zu keiner Zeit haben die Thätigen, das heisst die Ruhelosen, mehr gegolten." (*Menschliches, Allzumenschliches* I, S. 232; Aph. 285)

19 „Den Thätigen fehlt gewöhnlich die höhere Thätigkeit: ich meine die individuelle. Sie sind als Kaufleute, Beamte, Gelehrte, das heisst als Gattungswesen thätig, aber nicht als ganz bestimmte einzelne und einzige Menschen; in dieser Hinsicht sind sie faul." (*Menschliches, Allzumenschliches* I, S. 231; Aph. 283)

Alle modernen gewaltigen Bemühungen und Fortschritte in Wissenschaft, Politik und Technik laufen auf nichts hinaus insofern sie sich an fixen Ideen, Götzen, orientieren, die in Wahrheit sinnlos sind: Denn die modernen Ideen kreisen alle um den Traum von einer Freiheit ohne Unfreiheit, einer Gerechtigkeit ohne Ungerechtigkeit, einem Frieden ohne Krieg etc. Mit einem Wort: Einem Leben ohne Tod. Nietzsche konfrontiert diese Maßlosigkeit[20] mit der simplen Einsicht: Mit dem Tod stürbe auch das Leben. Das heißt nicht, dass wir uns einfach mit dem Tod abfinden oder ihn gar selbst vergötzen sollten: Wir sollten nur anerkennen, dass der Tod ebenso notwendiger Teil des Lebens ist wie der menschliche Kampf gegen ihn.[21]

Die Geschichte gibt Nietzsche Recht: Unmittelbar auf seine Mahnrufe, die dem leisen Zirpen des Eisvogels bei der Brautwerbung nicht unähnlich sind, brauste an den Menschen ein Jahrhundert des Wahnsinns und der völligen Hybris vorüber in einem solchen Tempo und einem solchen Grad an Barbarei, wie sie sich selbst Nietzsche nicht ausmalen konnte, in seinen düstersten Stunden vielleicht ahnte.[22] Das Grauen dieses Jahrhunderts ist noch längst nicht zu Ende: Was Nietzsche als kulturelles Phänomen beschreibt, ist eine ökonomische Realität der kapitalistischen Produktionsweise, die als quasi-automatisches Subjekt zwanghaft darum ringt, alle Hemmnise der Selbstverwertung des Werts von sich zu streifen. Kulturelles Triebmittel dieses objektiven Prozesses ist aber nach wie vor der manische Wunsch, jede Form von Zwanghaftigkeit auszuradieren – und sei er gedacht als kommunistische Utopie, die sich in den konkreten Versuchen ihrer Umsetzung doch immer nur als ideologischer Hintergrundsoundtrack für den nächsten Fortschritt der totalen Unterwerfung der Menschen unter den kapitalistischen Zwangsapparat erwies.

Objektive Grundlage für die kapitalistische Produktionsweise wie für die modernistische Ideologie wäre somit eine Furcht vor der irrationalen Schattenseite menschlicher Existenz – die ihren irrsinnigen Charakter gerade darin zum Ausdruck bringt, diese irrationale Schattenseite in ihrer Notwendigkeit zu leugnen. Nietzsche ist somit einer der wichtigsten Vordenker von Adornos und Horkheimers Studie *Dialektik der Aufklärung*: Schon ihm ist bewusst, dass die moderne Angst vor der Irrationalität zu einer noch krasseren Verstrickung in die Irrationalität führt als jede vormoderne Mythologie, die in sich doch immer ein Wissen um die Endlichkeit des Menschen bewahrt.

20 Vgl. seine (ambivalente) Kritik der modernen „Hybris und Gottlosigkeit“ in *Genealogie,* S. 356 ff.; 3. Abh., Abs. 9.

21 „Man kann sich schlechterdings nicht verbergen, w a s eigentlich jenes ganze Wollen ausdrückt, das vom asketischen Ideale her seine Richtung bekommen hat: dieser Hass gegen das Menschliche, mehr noch gegen das Thierische, mehr noch gegen das Stoffliche, dieser Abscheu vor den Sinnen, vor der Vernunft selbst, diese Furcht vor dem Glück und der Schönheit, dieses Verlangen hinweg aus allem Schein, Wechsel, Werden, Tod, Wunsch, Verlangen selbst — das Alles bedeutet, wagen wir es, dies zu begreifen, einen W i l l e n z u m N i c h t s , einen Widerwillen gegen das Leben, eine Auflehnung gegen die grundsätzlichsten Voraussetzungen des Lebens, aber es ist und bleibt ein W i l l e !... Und, um es noch zum Schluss zu sagen, was ich Anfangs sagte: lieber will noch der Mensch d a s N i c h t s wollen, als nicht wollen ...“ (*Genealogie,* S. 412; 3. Abh., Abs. 28)

22 „[W]enn die Wahrheit mit der Lüge von Jahrtausenden in Kampf tritt, werden wir Erschütterungen haben, einen Krampf von Erdbeben, eine Versetzung von Berg und Thal, wie dergleichen nie geträumt worden ist. Der Begriff Politik ist dann gänzlich in einen Geisterkrieg aufgegangen, alle Machtgebilde der alten Gesellschaft sind in die Luft gesprengt — sie ruhen allesamt auf der Lüge: es wird Kriege geben, wie es noch keine auf Erden gegeben hat.“ (*Ecce homo,* S. 366; *Warum ich ein Schicksal bin,* Abs. 1)

Für eine Rückwendung zum Mythos, gegen die ‚Rationalität‘.

Der Mythos von Alcyone selbst ist eine tiefe Reflexion auf die Grundbedingungen menschlicher Existenz. Er erzählt nicht aus der illusionären ‚Objektivität‘ moderner Wissenschaft heraus, hinter der sich doch immer nur eine ganz bestimmte Subjektivität verschanzt, sondern ganz offen in einer das Gemüt unmittelbar betreffenden Sprache: Die tiefste erfahrbare Verwundung ist der plötzliche sinnlose Tod eines geliebten Menschen – genauso, wie das tiefste Glück die erfüllte Liebe ist. Diese Wunde heilt keine Psychotherapie, politische Reform oder kulturindustrielle Ablenkung, auch keine philosophische Reflexion, sondern nur der gnädige, unwillkürliche Eingriff einer höheren, übermenschlichen Macht. Doch auch in dieser Heilung verschwindet sie nicht: Der Eisvogel bleibt auf die Windstille angewiesen, es gibt keine finale Erlösung vom Schmerz der Liebe – doch dies ist der notwendige Preis für das Glück, das sie mit sich bringt.

Uns modernen, aufgeklärten Menschen mag es so gehen wie dem Gesprächspartner des Sokrates aus dem erwähnten Dialog, der die Frage aufwirft, was denn die Relevanz dieser Geschichte sein könne, wenn doch klar sei, dass sich Frauen nicht in Vögel verwandeln können. Sokrates antwortet darauf zunächst mit dem Verweis auf die grundsätzliche Endlichkeit menschlicher Erfahrung: Als in unseren Erkenntnismöglichkeiten begrenzte Wesen können wir schlicht nicht *wissen*, ob derartiges unmöglich sei. Zweitens können wir bei genauerer Betrachtung in gewisser Hinsicht nicht weniger erstaunliche Wunder in jedem Moment unseres Lebens erfahren: Der Same verwandelt sich in eine Pflanze, das Kind in einen Erwachsenen, aus Tag wird Nacht etc. Letztendlich komme es bei dem Mythos jedoch auf die Moral an, die er vermitteln soll, und die sei der Glaube an den Triumph der Liebe über den Tod.

Dieses Gemälde von Herbert James Draper aus dem Jahr 1915 zeigt Alcyone kurz vor ihrem verzweifelten Sturz ins Meer. (Quelle: ponzaracconta.it)

Der Sokrates jenes Dialogs hält unserem Denken den Spiegel vor. **Wir beanspruchen zu wissen, dass es derartige Wunder nicht geben kann – doch verfallen damit einer noch viel wahnwitzigeren Epistemologie und totalitäreren Metaphysik als die nüchtern-pragmatische Einsicht in die Möglichkeiten der Welt und ihrer Unergründlichkeit.** Zugleich berauben wir uns durch unsere Verblendung durch unaufgeklärte Aufklärung aber auch jeder Möglichkeit, das Wunder überhaupt zu erfahren – insbesondere das konkrete, für jeden unbefangenen Blick alltäglich beobachtbare Wunder, das sich vollzieht, wenn zwei Menschen zueinander

finden und sich verlieben. Um Liebe zu erleben bedarf es einer Naivität, der wir längst verlustig gegangen sind – an ihre Stelle tritt das auf jeden unbefangenen Blick abstoßend wirkende Spiel von Manipulation und Berechnung, zu dem unser Beziehungsleben längst verkommen ist.

Fazit: Nietzsche als Kämpfer gegen unsere *Zeit.*

Nietzsches Konzept des „Halkyonischen“ ist so als Gegenmodell zu einer Welt zu verstehen, in der es für zerbrechliche Tiere wie den Eisvogel längst keinen Platz mehr gibt. Nietzsche hofft darauf, dass sich Freiräume der Besinnung in einer besinnungslosen Welt bewahren können:

»

> Geht doch dem schlechten Geruche aus dem Wege! Geht fort von der Götzendienerei der Überflüssigen!
> Geht doch dem schlechten Geruche aus dem Wege! Geht fort von dem Dampfe dieser Menschenopfer!
> Frei steht grossen Seelen auch jetzt noch die Erde. Leer sind noch viele Sitze für Einsame und Zweisame, um die der Geruch stiller Meere weht.
> Frei steht noch grossen Seelen ein freies Leben. Wahrlich, wer wenig besitzt, wird umso weniger besessen: gelobt sei die kleine Armuth!
> Dort, wo der Staat a u f h ö r t, da beginnt erst der Mensch, der nicht überflüssig ist: da beginnt das Lied der Nothwendigkeit, die einmalige und unersetzliche Weise.
> Dort, wo der Staat aufhört, – so seht mir doch hin, meine Brüder! Sehr ihr ihn nicht, den Regenbogen und die Brücken des Übermenschen?[23]

Gibt es solche Freiräume noch oder lassen sie sich zumindest herstellen?

Bereits gegen Ende des 19. Jahrhunderts, als es noch realistischen Grund zur Hoffnung auf die vor einer kompletten Barbarisierung bewahrenden Potentiale der jahrtausendelang verfeinerten europäischen Kultur gab, an die Nietzsche stets anknüpfen wollte,[24] zeigt er sich skeptisch. In einem der eindrücklichsten Gedichte aus dem Nachlass werden aus den bunten Eisvögeln schwarze Krähen:

»

> Die Krähen schrei'n
> Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
> Bald wird es schnei'n —
> Wohl dem, der jetzt noch — Heimat hat!
>
> Nun stehst du starr,
> Schaust rückwärts ach! wie lange schon!
> Was bist du Narr
> Vor Winters in die Welt — entflohn?
>
> Die Welt — ein Thor
> Zu tausend Wüsten stumm und kalt!
> Wer Das verlor,
> Was du verlorst, macht nirgends Halt.
>
> Nun stehst du bleich,
> Zur Winter-Wanderschaft verflucht,

23 *Zarathustra,* S. 63 f.; Vom neuen Götzen.

24 „Wir sind, mit Einem Worte — und es soll unser Ehrenwort sein! — g u t e E u r o p ä e r, die Erben Europa's, die reichen, überhäuften, aber auch überreich verpflichteten Erben von Jahrtausenden des europäischen Geistes[.]“ (*Fröhliche Wissenschaft.* KSA Bd. 3, S. 631; Aph. 377)

Dem Rauche gleich,
Der stets nach kältern Himmeln sucht.

Flieg', Vogel, schnarr'
Dein Lied im Wüsten-Vogel-Ton! —
Versteck', du Narr,
Dein blutend Herz in Eis und Hohn!

Die Krähen schrei'n
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
Bald wird es schnei'n,
Weh dem, der keine Heimat hat!

Erzwungen wirkt der dem Gedicht angeleimte Nachsatz:

»

Daß Gott erbarm'!
Der meint, ich sehnte mich zurück
In's deutsche Warm,
In's dumpfe deutsche Stuben-Glück!

Mein Freund, was hier
Mich hemmt und hält ist dein Verstand,
Mitleid mit dir!
Mitleid mit deutschem Quer-Verstand![25]

Nietzsche fühlt sich gegen Ende seines wachen Lebens immer mehr vereinsamt – und weiß gleichzeitig darum, dass auch die Freigeisterei stets noch ein dialogisches, kollektives Unterfangen sein muss.[26] In der 1886 verfassten Vorrede zur Neuauflage von *Menschliches, Allzumenschliches* – dem Buch, in dem Nietzsche acht Jahre zuvor den wagnerianischen Romantizismus endgültig hinter sich gelassen und den Begriff des „freien Geistes“ erstmals empathisch eingeführt hatte – spricht er seine Ernüchterung deutlich aus:

»

Genug, ich lebe noch; und das Leben ist nun einmal nicht von der Moral ausgedacht; es will Täuschung, es lebt von der Täuschung … […] – So habe ich denn einstmals, als ich es nöthig hatte, mir auch die „freien Geister“ erfunden, denen dieses schwermüthig-muthige Buch mit dem Titel „Menschliches, Allzumenschliches“ gewidmet ist: dergleichen „freie Geister“ giebt es nicht, gab es nicht, – aber ich hatte sie damals […] zur Gesellschaft nöthig, um guter Dinge zu bleiben inmitten schlimmer Dinge (Krankheit, Vereinsamung, Fremde, Acedia[27], Unthätigkeit): als tapfere Gesellen und Gespenster, mit denen man schwätzt und lacht, wenn man Lust hat zu schwätzen und zu lachen, und die man zum Teufel schickt, wenn sie langweilig werden, – als ein Schadenersatz für mangelnde Freunde. Dass es dergleichen freie Geister einmal geben könnte, dass unser Europa unter seinen Söhnen von Morgen und Uebermorgen solche muntere und verwegene Gesellen haben wird, leibhaft und handgreiflich und nicht nur, wie in meinem Falle, als Schemen und Einsiedler-Schattenspiel; daran möchte ich am wenigsten zweifeln. Ich sehe sie bereits kommen, langsam, langsam; und vielleicht thue ich etwas, um ihr Kommen zu

25 *Nachgelassene Fragmente.* Herbst 1884 bis Herbst 1885. KGW Bd.VII/3, S.37 ff; Herbst 1884, 28 [64].

26 In einem thematisch ähnlichen Gedicht heißt es: „Der Freunde harr' ich, Tag und Nacht bereit[.]“ (*Jenseits*, S. 243; *Aus hohen Bergen*)

27 Eine der sieben Todsünden, in etwa mit „Sorglosigkeit“, Melancholie oder Trägheit zu übersetzen (von altgr. ἀ-κήδεια, ‚Nicht-Sorge‘).

> beschleunigen, wenn ich zum Voraus beschreibe, unter welchen Schicksalen ich sie entstehn, auf welchen Wegen ich sie kommen s e h e ? [28]

Wir stehen nach wie vor vor Nietzsches Problem: **Wir können einerseits nicht sagen, dass es „freie Geister“ gibt, andererseits müssen wir doch an dem – bewusst gewählten, reflektierten – Glauben festhalten, dass es sie eines Tages geben könnte.** Gäben wir eines der beiden Extreme auf – verlören wir also unseren Glauben oder hielten den „freien Geist“ für eine unmittelbare Realität in einer grundlegend entfremdeten Welt –, würden wir auch auf alle glücklichen Momente der Erkenntnis und des Gelingens verzichten, die es auf jener abenteuerlichen Expedition ins Unbekannte doch zu erfahren gibt:

»

> Ueberlege nur mit dir selber einmal, wie verschieden die Empfindungen, wie getheilt die Meinungen selbst unter den nächsten Bekannten sind; wie selbst gleiche Meinungen in den Köpfen deiner Freunde eine ganz andere Stellung oder Stärke haben, als in deinem; wie hundertfältig der Anlass kommt zum Missverstehen, zum feindseligen Auseinanderfliehen. Nach alledem wirst du dir sagen: wie unsicher ist der Boden, auf dem alle unsere Bündnisse und Freundschaften ruhen, wie nahe sind kalte Regengüsse oder böse Wetter, wie vereinsamt ist jeder Mensch! Sieht Einer diess ein und noch dazu, dass alle Meinungen und deren Art und Stärke bei seinen Mitmenschen ebenso nothwendig und unverantwortlich sind wie ihre Handlungen, gewinnt er das Auge für diese innere Nothwendigkeit der Meinungen aus der unlösbaren Verflechtung von Charakter, Beschäftigung, Talent, Umgebung, so wird er vielleicht die Bitterkeit und Schärfe jener Empfindung los, mit der jener Weise rief: „Freunde, es giebt keine Freunde!“ Er wird sich vielmehr eingestehen: ja es giebt Freunde, aber der Irrthum, die Täuschung über dich führte sie dir zu; und Schweigen müssen sie gelernt haben, um dir Freund zu bleiben; denn fast immer beruhen solche menschliche Beziehungen darauf, dass irgend ein paar Dinge nie gesagt werden, ja dass an sie nie gerührt wird; kommen diese Steinchen aber in's Rollen, so folgt die Freundschaft hinterdrein und zerbricht. Giebt es Menschen, welche nicht tödtlich zu verletzen sind, wenn sie erführen, was ihre vertrautesten Freunde im Grunde von ihnen wissen? — Indem wir uns selbst erkennen und unser Wesen selber als eine wandelnde Sphäre der Meinungen und Stimmungen ansehen und somit ein Wenig geringschätzen lernen, bringen wir uns wieder in's Gleichgewicht mit den Uebrigen. Es ist wahr, wir haben gute Gründe, jeden unserer Bekannten, und seien es die grössten, gering zu achten; aber eben so gute, diese Empfindung gegen uns selber zu kehren. — Und so wollen wir es mit einander aushalten, da wir es ja mit uns aushalten; und vielleicht kommt Jedem auch einmal die freudigere Stunde, wo er sagt:

28 *Menschliches, Allzumenschliches*, S. 14 f; Vorrede, Abs. I 1 f.

„Freunde, es giebt keine Freunde!“ so rief der
sterbende Weise;
„Feinde, es giebt keinen Feind!“ —
ruf’ ich, der
lebende Thor.[29]

Von dieser, wie Nietzsche lehrt,[30] für jedes Handeln nötigen Narrheit beseelt ließe sich vielleicht aus Nietzsches Philosophie die praktische Folgerung ableiten, Vereine freier Geister, halkyonische Assoziationen zu gründen:

»

Basel 24 Sept. 1876.

Lieber und werther Herr, nach einem solchen Briefe, einem so ergreifenden Zeugnisse Ihrer Seele und Ihres Geistes kann ich nichts sagen: als allein dies — bleiben wir uns nahe, sehen wir zu dass wir uns nicht wieder verlieren, nachdem wir uns gefunden haben! Ich sehe die schöne Gewissheit vor mir, einen wahren Freund mehr zu gewinnen. Und wenn Sie wüssten, was dies für mich bedeutet! Bin ich doch immer auf M e n s c h e n r a u b aus, wie nur irgend ein Corsar; aber nicht um diese Menschen in der Sclaverei, sondern um m i c h mit i h n e n in die F r e i h e i t zu verkaufen.

Nun wünschte ich, dass wir eine Zeit einmal zusammen leben möchten: denn meine Augen (welche man noch dazu mit einer Atropinkur behandelt) verbieten mir eine b r i e f l i c h e Verständigung, selbst wenn eine solche möglich wäre; woran ich aber zweifle.

Sie gehen am 1 October nach Davos, und ich, am gleichen Tage, nach Italien, um in S o r r e n t meine Gesundheit wieder zu finden, im Zusammenleben mit meiner verehrten Freundin Fräulein von Meysenbug (kennen Sie deren „Memoiren einer Idealistin“? Stuttgart 1875) ebenfalls begleiten mich ein Freund und ein Schüler dahin — wir alle haben ein Haus zusammen und alle höheren Interessen überdies gemeinsam: es wird eine Art Kloster für freiere [!] Geister. Von dem erwähnten Freunde will ich nicht verschweigen, dass er der Verfasser eines anonymen s e h r m e r k w ü r d i g e n Buches ist „psychologische Beobachtungen“ (Berlin Carl Duncker 1875) Warum erzähle ich dies Ihnen? O Sie errathen meine stille Hoffnung: — wir bleiben ungefähr ein Jahr in Sorrent. Dann kehre ich nach Basel zurück, es sei denn dass ich irgendwo mein Kloster, ich meine „die Schule der Erzieher“ (wo diese s i c h selbst erziehen) in h ö h e r e m Style aufbaue.

Von ganzem Herzen Ihnen
ergeben Friedr. Nietzsche[31]

29 *Menschliches, Allzumenschliches* I, S. 262 f.; Aph. 376.

30 „Wie der Handelnde, nach Goethes Ausdruck, immer gewissenlos ist, so ist er auch wissenlos, er vergisst das Meiste, um Eins zu thun, er ist ungerecht gegen das, was hinter ihm liegt und kennt nur Ein Recht, das Recht dessen, was jetzt werden soll. So liebt jeder Handelnde seine That unendlich mehr als sie geliebt zu werden verdient: und die besten Thaten geschehen in einem solchen Ueberschwange der Liebe, dass sie jedenfalls dieser Liebe unwerth sein müssen, wenn ihr Werth auch sonst unberechenbar gross wäre.“ (*Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben.* KSA Bd. 1, S. 253; Abs. 1)

31 Brief an Reinhart von Seydlitz in Berlin vom 24. 9. 1876. In: Friedrich Nietzsche: *Briefe. Januar 1875 – Dezember 1879.* KGB II/5, S. 188 f.; Nr. 554.

Der Eisvogel im Logo der „Halkyonischen Assoziation für Radikale Philosophie“, gezeichnet von Zarathroxa (zarathroxa.de)